

Grundlagentexte Soziologie

Gabriele Rosenthal

Interpretative Sozialforschung

Eine Einführung

5. Auflage

BELTZ JUVENTA

Leseprobe aus: Rosenthal, Interpretative Sozialforschung, 5., aktualisierte und ergänzte Auflage

ISBN 978-3-7799-2614-6 © 2014 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-2614-6>

Kapitel 1

Qualitative und interpretative Sozialforschung

1.1 Was versteht man unter qualitativer Sozialforschung?

Jede eindeutige und klare Antwort auf die Frage, was man unter qualitativer Sozialforschung versteht, würde die Vielfalt und Unterschiedlichkeit qualitativer Verfahren verfehlen. Im Unterschied zu den quantitativen Methoden sind wir in diesem Bereich relativ weit entfernt von einem einheitlichen Verständnis sowohl des Vorgehens in einer qualitativen Untersuchung als auch der zugrunde liegenden methodologischen Grundannahmen. Hinter der Bezeichnung qualitative Methoden verbergen sich ganz unterschiedliche grundlagentheoretische Positionen und konkrete Vorgehensweisen bei der Erhebung und Auswertung. Dennoch können wir dabei zwischen jenen unterscheiden, die sich in ihren Regeln und Kriterien noch an der Logik quantitativer Verfahren mit dem Ziel einer numerischen Verallgemeinerung orientieren und jenen dezidiert qualitativen Methoden, deren Interpretationen und Verallgemeinerungen nicht auf der Häufigkeit des Auftretens bestimmter sozialer Phänomene beruhen, sondern vielmehr auf einer Logik des Verallgemeinerns am Einzelfall (ob nun einer einzelnen Biographie oder einer Organisation oder eines bestimmten Milieus) oder – ebenso mit dem Anspruch auf Generalisierung am Einzelfall – der mikroskopischen bzw. dichten Beschreibung (vgl. Geertz 1983: 37) des interessierenden Bereichs der Alltagswelt. Mit einer Logik des Verallgemeinerns und der Entdeckung sowie Überprüfung von im Untersuchungsverlauf gewonnenen Hypothesen am Einzelfall sind andere Regeln und Gütekriterien als in der quantitativen Forschung verbunden, in der es um die Prüfung von bereits vorliegenden Hypothesen und die Standardisierung der methodischen Instrumente geht. In der qualitativen Sozialforschung im engeren Sinne geht es um eine Logik des Entdeckens, d. h. der Generierung von Hypothesen bis hin zu gegenstandsbezogenen Theorien im Forschungsprozess, und damit der Zurückstellung von Hypothesen zu Beginn der Untersuchung. Daraus leitet sich die Forderung zur Offenheit des Vorgehens ab, d. h. also nicht Standardisierung der Instru-

mente, sondern ein Vorgehen, das den Verlauf eines Gesprächs – ob nun im Einzelinterview oder in einer Gruppendiskussion – oder einer Beobachtungssituation an den jeweiligen Relevanzen und den Besonderheiten der zu interviewenden oder beobachtenden Personen orientiert und ihnen dabei so viel Spielraum wie möglich in der Gestaltung der Situation lässt.

Innerhalb qualitativer Studien kann also danach unterschieden werden, ob ihre Interpretationen auf der Häufigkeit des gemeinsamen Auftretens von sozialen Phänomenen oder auf der Rekonstruktion von Wirkungszusammenhängen am konkreten Fall beruhen, ob sie eher einer Logik der Überprüfung oder Logik der Entdeckung von Hypothesen folgen und wie offen ihre Instrumente der Erhebung und der Auswertung sind.

Kriterien zur Unterscheidung qualitativer Studien

- Interpretationen basierend auf dem häufigen gemeinsamen Auftreten von sozialen Phänomenen oder auf der Rekonstruktion von Wirkungszusammenhängen am konkreten Fall
- Logik der Überprüfung oder Logik der Entdeckung von Hypothesen und Theorien
- Grad der Offenheit der Verfahren der Erhebung und der Auswertung

Betrachtet man die konkrete Forschungslandschaft, so wird man feststellen, dass eine Vielzahl von qualitativen Untersuchungen zwischen diesen Polen hin und her pendelt. Einerseits wollen sie die Vorteile qualitativer Analysen nutzen und andererseits versuchen sie, dabei immer noch den Kriterien der quantitativen Sozialforschung gerecht zu werden. Aufgrund dieser Vielfalt und auch markanten Differenzen bevorzugen die VertreterInnen einer konsequenten interpretativen oder rekonstruktiven Forschungslogik, die in den Traditionen einer Verstehenden Sozialwissenschaft (wie des Symbolischen Interaktionismus, der phänomenologischen Wissenssoziologie oder der Ethnomethodologie) stehen, zur Verdeutlichung ihrer Position und zur Abgrenzung von anderen Methoden andere Labels als das der *qualitativen Methoden*. So sprechen die einen von *kommunikativer* (Fritz Schütze) oder von *rekonstruktiver Sozialforschung* (Ralf Bohnsack), die anderen von *sozialwissenschaftlicher* oder auch *wissenssoziologischer Hermeneutik* (Hans-Georg Soeffner 1989; Ronald Hitzler & Anne Honer 1997; Jo Reichertz & Norbert Schröer 1994) oder benutzen die die unterschiedlichen Richtungen eher verbindende Bezeichnung *interpretative Sozialforschung* (Schröer 1994). Die *Grounded Theory* in der Tradition von Barney Glaser & Anselm Strauss (1967) und die *Objektive Hermeneutik* nach Ulrich Oevermann gehören ebenso wie *ethnomethodologische* Forschungsansätze in der Tradition von

Harold Garfinkel (1986) und Aaron Cicourel (1970) und die *ethnomethodologische Konversationsanalyse* (Harvey Sacks 1992; Jörg Bergmann 1994; 2000) zu dieser Richtung. Die Bezeichnung „interpretative Sozialforschung oder interpretative Methoden“, die ich im Folgenden verwenden werde, geht auf die von Thomas Wilson (1970/1973) eingeführte Unterscheidung zwischen einem normativen und einem interpretativen Paradigma zurück. Während nach Wilson die VertreterInnen des normativen Paradigmas den Menschen eher als einen auf ein gemeinsames Symbolsystem reagierenden Organismus begreifen, wird der Mensch im interpretativen Paradigma als ein handelnder und erkennender Organismus verstanden. Er steht der Welt nicht gegenüber und reagiert auf sie, sondern das Individuum erzeugt vielmehr in Interaktionen mit anderen die soziale Wirklichkeit. Bedeutungen bilden sich somit sequenziell in interaktiven Prozessen heraus und verändern sich fortlaufend. Auf dieses Verständnis der historisch-gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit(en) (vgl. Berger/Luckmann 1969; Soeffner 1989) und die daraus folgenden methodischen Implikationen werde ich im nächsten Kapitel (2) detailliert eingehen.¹

Gemeinsam ist den so unterschiedlichen Richtungen innerhalb der qualitativen Sozialforschung, dass die SozialforscherInnen sich der sozialen Realität, im Unterschied zur quantitativen Forschung, im unterschiedlichen Ausmaß mit Hilfe so genannter offener Verfahren annähern. Diese Verfahren sollen im Unterschied zu einem Fragebogen, einer standardisierten Beobachtung oder einem sozialwissenschaftlichen Experiment den befragten oder beobachteten Personen die Möglichkeit zur eigenen Gestaltung der Situation und der kommunikativen Abläufe geben (vgl. Hopf 1979: 14). Zu diesen Erhebungsverfahren gehören verschiedene Formen des offenen Interviews, die Feldforschung, bei der hauptsächlich mit teilnehmender Beobachtung gearbeitet wird, Tonband- oder Videoaufzeichnungen von Alltagssituationen, Gruppendiskussionen oder auch Familiengespräche. All diese Verfahren verfolgen das Ziel, die Welt zunächst aus der Perspektive der Handelnden in der Alltagswelt und nicht aus jener der Wissenschaftler zu erfassen² und die Praktiken sozialen Handelns in ihrer Komplexität im alltäglichen Kontext zu untersuchen. Die methodischen Verfahren der Erhebung und auch der Auswertung sollen die Möglichkeit geben herauszufinden, wie Menschen ihre Welt interpretieren und wie sie diese Welt interaktiv herstel-

1 Gerade hierin kann die Differenz zwischen den verschiedenen sozialwissenschaftlichen Methoden gesehen werden und nicht in der Unterscheidung zwischen qualitativ und quantitativ (vgl. Bohnsack 1991; Soeffner 1989).

2 Zu den Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen Alltagswelt und der Welt der Wissenschaften vgl. Alfred Schütz (1971 a; 1971 b).

len. Es geht dabei nicht nur um die Perspektiven und die Wissensbestände der Akteure, die ihnen bewusst zugänglich sind, sondern auch um die Analyse des impliziten Wissens und die jenseits ihrer Intentionen liegende interaktive Erzeugung von Bedeutungen.

Auf eine konsequente Umsetzung des Prinzips der Offenheit bei der Erhebung und Auswertung werde ich in den Kapiteln 2.4 und 2.5 eingehen. Zunächst bedeutet es jedenfalls, dass die Forschungsfrage zu Beginn einer empirischen Studie noch wenig klar umrissen ist und keine Hypothesen vorab formuliert werden.³ Vielmehr beginnt man mit einem vagen Interesse an einem bestimmten sozialen Phänomen oder einem bestimmten Milieu. Dieses vage Interesse bestimmt jedoch schon zu Beginn der Forschung die Blickrichtung auf die Phänomene und damit den methodischen Zugang oder, wie Anselm Strauss und Juliet Corbin (1996: 23) es formulieren, die offene und weite Fragestellung zum Beginn einer Studie „beinhaltet, was man schwerpunktmäßig untersuchen und was man über den Gegenstand wissen möchte“. Sind wir z. B. an dem sozialen Phänomen „Alter“ interessiert, bieten sich unterschiedliche Möglichkeiten der Perspektive auf dieses Phänomen. Will man erforschen, wie alte und ältere Menschen den Prozess des Alterns und das Altsein erleben, wird man als Erhebungsmethode ein offenes Interview oder vielleicht auch eine Gruppendiskussion wählen. Damit wird es den Befragten im Gespräch mit den ForscherInnen möglich sein, ihre Erfahrungen entlang ihrer eigenen Relevanzsetzungen darzustellen und ihre Perspektiven mitzuteilen. Bei der Gruppendiskussion⁴ hätten wir zudem die Möglichkeit, ältere Menschen in der Interaktion mit anderen zu erleben und auch zu beobachten, welche Darstellungen in der gemeinsamen Diskussion übereinstimmend ausgebaut werden und welche eher an den Rand gedrängt werden. Ein Gespräch im Kreis der Familie könnte uns darüber hinaus Auskunft über die Interaktionsstrukturen zwischen den Generationen in der Familie geben.⁵ Ist man dagegen in erster Linie an Interaktionsprozessen zwischen älteren oder mit jüngeren Menschen in ihren alltäglichen Bezügen interessiert, will man z. B. der Frage nachgehen, wie sich jüngere Menschen gegenüber älteren Menschen in unterschiedlichen Situationen verhalten, wählt

-
- 3 Sofern in diesem Stadium Hypothesen reflektiert bzw. im Forschungsteam diskutiert werden, dient dies dazu, sich die eigenen alltagsweltlichen oder auch wissenschaftlichen Vorannahmen bewusst zu machen und zu ihnen eine reflektiv-kritische Distanz zu schaffen.
 - 4 Die Methode der Gruppendiskussion ist in der Bundesrepublik vor allem von Ralf Bohnsack weiterentwickelt worden. Von ihm liegen nachvollziehbare Anleitungen sowohl zur Erhebung als auch zur Auswertung vor (Bohnsack 2003). Zur Geschichte der Gruppendiskussion vgl. Bohnsack (1997).
 - 5 Zur Untersuchung von Tischgesprächen vgl. die Arbeit von Angela Keppler (1994).

man eher den Zugang einer teilnehmenden Beobachtung oder vermittels Videoaufzeichnungen „natürlicher“ Alltagssituationen.⁶ Ebenso bieten sich die teilnehmende Beobachtung und Aufzeichnungen mit Video an, wenn man z. B. an der sozialen Wirklichkeit eines Altersheims interessiert ist. Der Zugang über Interviews ist also stärker einem Interesse an der Perspektive von alten Menschen, deren Erleben, Wissen und Handeln und bei lebensgeschichtlichen Interviews auch an der Entstehungsgeschichte von deren Perspektiven und deren Erleben des Alterns geschuldet. Die teilnehmende Beobachtung oder Analysen von auf Video aufgezeichneten Alltagssituationen konzentrieren sich dagegen stärker auf die Rekonstruktion des Alltagslebens von alten Menschen in ihren interaktiven Bezügen. Will man dagegen erforschen, wie im öffentlichen Diskurs bzw. in den unterschiedlichen medialen Diskursen oder dem medizinischen Diskurs oder dem Diskurs in bestimmten sozialen Einrichtungen das Phänomen Alter verhandelt wird, kann man den Zugang über eine Diskursanalyse von Texten aus den jeweiligen Kontexten wählen. Die Diskursanalyse geht der Frage nach, wie das Phänomen „Alter“ als soziales Phänomen in der Art und Weise entsteht, wie und von wem darüber gesprochen wird (vgl. Kap. 7.4).

Diese Verfahren lassen sich jedoch keineswegs so klar voneinander trennen, sondern greifen ineinander über. In der Feldforschung werden neben teilnehmender Beobachtung auch kurze Gespräche oder Interviews geführt, um mehr über die Selbstwahrnehmung und die Perspektiven der Handelnden zu erfahren. Bei der Erhebung von Interviews, die häufig im Alltagskontext der Befragten erfolgt, befinden sich die Interviewer ebenfalls in deren Lebenswelt und es ist geboten, darüber Feldnotizen anzufertigen, in denen auf die Kontaktaufnahme und generell auf die Begegnungsgeschichte mit den Befragten und die Besonderheiten ihrer Lebenswelt eingegangen wird. Bei der Auswertung von Interviews rekonstruieren wir die Interaktionsgeschichte der Befragten und analysieren darüber hinaus die Interaktionsprozesse mit den InterviewerInnen und gegebenenfalls mit anderen am Gespräch teilnehmenden Personen, wie Ehegatten, Freunden oder Kindern. Auch erfordert eine konsequent sozialwissenschaftliche Auswertung von Interviews die Einbettung der subjektiven Perspektiven und Wissensbestände in die jeweiligen Diskurse, in denen sie entstanden sind oder sich verändert haben.

In diesem Buch werden vornehmlich teilnehmende Beobachtung (Kap. 4), offene Interviews (Kap. 5) und biographische Fallrekonstruktionen

6 Zum Vorgehen einer sequenziellen Videoanalyse vgl. Witte/Rosenthal (2007). Zur Analyse so genannter ‚natürlicher‘ Daten vgl. die Beiträge in Schröder (1994).

(Kap. 6.2) vorgestellt. Ich werde auf die Feldforschung mit der zentralen Methode der teilnehmenden Beobachtung und auf offene Formen der Interviewführung, insbesondere auf das narrative Interview (Kap. 5.4), eingehen. Bei der großen Vielfalt von Auswertungsmethoden werde ich mich auf Verfahren konzentrieren, die sequenziell und rekonstruktiv vorgehen (Kap. 2.5; 6.2) und mit denen man alle Datentypen analysieren kann – also Beobachtungsprotokolle aus der teilnehmenden Beobachtung, Tonband- und Videoaufnahmen von Alltagssituationen, Transkripte von Interviews sowie auch vorliegende Texte aus unterschiedlichen Diskurszusammenhängen.

Um einerseits die Besonderheit interpretativer Verfahren im Unterschied zu anderen qualitativen Methoden zu verdeutlichen und andererseits auch auf die Breite des unterschiedlichen Vorgehens hinzuweisen, werde ich auch Verfahren behandeln, die den Prinzipien der Sequenzialität und Rekonstruktivität nicht gerecht werden (Kap. 7.1; 7.3). Damit meine ich vor allem die verschiedenen Vorgehensweisen im Bereich qualitativer Inhaltsanalysen, wozu m. E. ansatzweise auch das Kodieren in der Grounded Theory gehört. Diese Verfahren strukturieren das Textmaterial im Unterschied zum sequenziellen und rekonstruktiven Vorgehen mit Hilfe von allgemeinen Kategorien. Dies bedeutet: Der Text wird mit Hilfe von Kategorien eingeteilt und neu sortiert, also nach den Kriterien der WissenschaftlerInnen neu geordnet. Bei einem rekonstruktiven und sequenziellen Verfahren hingegen wird gerade die zeitliche Struktur oder sequenzielle Gestalt des Textes als wesentliche Grundlage für die Interpretation genommen. Es wird rekonstruiert, wie sich der Text aufbaut und jede einzelne Sequenz wird in ihrer Einbettung in die Gesamtgestalt betrachtet. Dadurch wird es möglich, nicht nur wie meist bei inhaltsanalytischen Verfahren den *manifesten* Gehalt des Textes, sondern auch den *latenten* Gehalt zu erfassen, den Sinn, der „zwischen den Zeilen“ liegt. Es gilt gerade als Anliegen interpretativer Verfahren, methodisch kontrolliert und intersubjektiv nachvollziehbar von der Oberfläche des Textes auf tiefer liegende und zunächst verborgene Sinn- und Bedeutungsschichten zu schließen (vgl. Hitzler/Honer 1997: 23).

1.2 Was kann die interpretative Sozialforschung leisten?

Untersuchung von Unbekanntem und Neuem

Bei der Frage, was die qualitative bzw. im engeren Sinne die interpretative Sozialforschung im Unterschied zur quantitativen Sozialforschung leisten kann, herrscht zunächst Einverständnis darüber, dass sie vor allem bisher noch unbekannte Phänomene oder kaum erforschte Lebenswelten erfor-

schen kann. Haben wir keine Kenntnis von der Sozialwelt, die wir untersuchen möchten oder liegen bisher keine theoretischen Konzepte zu bestimmten sozialen Phänomenen vor, dann lässt sich nur schwer ein quantitatives Design entwerfen. Ein quantitatives Vorgehen erfordert für die Entwicklung standardisierter Instrumente wie eines adäquaten Fragebogens oder eines Beobachtungssystems bereits vorliegende theoretische Konzepte und daraus deduzierte Hypothesen. Auch können wir kaum einen adäquaten Fragebogen entwerfen, wenn wir die zu untersuchende Lebenswelt und vor allem deren Sprachspiele nicht kennen. Beabsichtigen wir dennoch eine quantitative Untersuchung, erfordert diese eine qualitative Vor- oder Pilotstudie. So können offene Interviews in einem weiteren Schritt zur Formulierung eines Fragebogens dienen. Dieser Umstand führte zunächst zur Etablierung der qualitativen Methoden in der Vorphase quantitativer Untersuchungen. Die Vertreter der qualitativen, insbesondere der interpretativen Sozialforschung wollen sich jedoch nicht darauf reduzieren lassen. Und bei manchem Untersuchungsgegenstand ist es auch sinnvoller, eher ein umgekehrtes Vorgehen zu wählen – d. h. zunächst quantitativ und dann qualitativ vorzugehen. Die quantitative Sozialforschung ermöglicht uns, auf bestimmte häufig auftretende Phänomene, sich verstärkende Trends oder auch auf seltene Phänomene, die sie nicht weiter bearbeiten kann, aufmerksam zu machen. Interpretative Methoden ermöglichen es, auf diese Phänomene dann einen anderen Blick zu werfen und die Wirkungszusammenhänge und latenten Sinngehalte am konkreten Einzelfall zu rekonstruieren.

Nachvollzug des subjektiv gemeinten und Rekonstruktion des latenten Sinns

Aus meinen bisherigen Ausführungen wurde bereits deutlich, dass ein wesentliches Anliegen der interpretativen Sozialforschung sowohl der Nachvollzug des subjektiv gemeinten Sinns als auch die Rekonstruktion des latenten Sinns und des damit einhergehenden impliziten Wissens der in der Sozialwelt Handelnden ist. Mit subjektiv gemeintem Sinn werden keineswegs private und innerpsychische Prozesse bezeichnet; vielmehr schreiben die Alltagshandelnden ihren Handlungen und der sozialen Wirklichkeit Bedeutungen zu, die auf der Übernahme gesellschaftlicher Wissensbestände im Laufe ihrer Sozialisation basieren. Neben der Rekonstruktion dieser im Laufe der Sozialisation sich bildenden und immer wieder veränderten bewussten Wissensbestände und der bewusst intendierten Bedeutung einer Handlung (wie auch eines Sprechaktes) zielt die Interpretation eines Textes auf die Rekonstruktion der sozialen Bedeutung des Textes insgesamt ab. Bei den Texten kann es sich dabei sowohl um einen Ausschnitt aus einem Interview, einen

Artikel aus einer Tageszeitung, eine Videoaufnahme einer Alltagssituation oder auch um ein Beobachtungsprotokoll handeln. Der Textbegriff wird weit gefasst verstanden und bezieht sich auf alle Ausdrucksgestalten, die in der sozialen Interaktion erzeugt und in irgendeiner Weise protokolliert wurden. Der Text stellt jenseits der Intentionen der Textproduzenten eine eigenständige Realität dar, die es zu interpretieren gilt. Paul Ricœur (1972: 257), dessen Arbeiten auch wesentlichen Einfluss auf das methodische Vorgehen der Objektiven Hermeneutik hatten, beschreibt die eigenständige Realität des Textes wie folgt:

„Das Schicksal des Textes aber entzieht sich dem begrenzten Lebenshorizont eines Autors völlig. Was der Text nun aussagt, zählt mehr als das, was der Autor damit auszusagen meinte, und jede Exegese entfaltet sich in einem Umkreis von Bedeutungen, die ihre Verankerung in der Psyche des Autors verloren haben.“

Die „Objektivität eines Textes“ und damit die Möglichkeit des Erklärens ergibt sich nach Ricœur (1972: 268) zunächst aus der Fixierung des Sinngehalts, des Weiteren aus der Trennung zwischen dem intendierten und dem latenten Sinn, der Entfaltung der nicht intendierten – oder, wie er es nennt, nicht-ostentativen – Bezüge und der „unbegrenzten Reihe der Adressaten“.

Mit dem latenten Sinngehalt oder der objektiven Bedeutung eines Textes (vgl. Oevermann u. a. 1979) ist nicht nur jenes gemeint, was den Sprechenden oder Schreibenden aufgrund ihrer psychischen Abwehrmechanismen nicht bewusst ist. Vielmehr erzeugen wir aufgrund von impliziten Wissensbeständen, aufgrund von in der gesellschaftlichen Wirklichkeit abgedrängten Wissensbeständen, aufgrund der in unterschiedlichen historischen Phasen und gesellschaftlichen Kontexten geltenden Ideologien und Mythen (also im Sinne eines sozialen Unbewussten) und aufgrund des jeweiligen Handlungsdrucks in der Situation des Handelns und Sprechens immer mehr an Sinn, als uns im Moment zugänglich ist (vgl. Oevermann u. a. 1979: 384 ff.). Wie Michael Polanyi (1966/1985) in seiner Analyse impliziten Wissens verdeutlichte, wissen wir immer mehr, als wir zu sagen wissen:

„Nehmen wir ein Beispiel. Wir kennen das Gesicht von jemandem und können es unter Tausenden, ja unter einer Million wiedererkennen. Trotzdem können wir gewöhnlich nicht sagen, wie wir ein uns bekanntes Gesicht wiedererkennen. Das meiste dieses Kennens kann also nicht in Worte gefasst werden.“ (Polanyi 1985: 14)

Wenn sich auch die interpretative Sozialforschung mit ihren Methoden der Textproduktion und der -interpretation besonders dazu eignet, den latenten Sinn zu rekonstruieren, unterliegt sie dennoch gewissen Beschränkungen. Die Differenz zwischen bewusst Intendiertem und objektiver Bedeutung gilt auch für das Handeln und Wissen der Wissenschaftlerin oder des Wissenschaftlers. Zwar ist die Deckung zwischen beiden Ebenen – nicht während des Handelns, aber bei der Reflexion der abgelaufenen Handlung – prinzipiell möglich, aber dennoch unterliegen auch WissenschaftlerInnen den Bedingungen für die Differenz. So geht z. B. auch implizites Wissen in das Handeln der WissenschaftlerInnen ein und kann nie vollständig bewusst gemacht und reflektiert werden. Auch sie setzen unbemerkt habituell Wissen ein und es bedarf des Gewährwerdens, nicht allzu selten erst durch Störungen im Handlungsfluss hervorgerufen, und der Anstrengung zur Reflexion. So bemerkte ich z. B. erst in einem Interview mit einer blinden Frau, wie sehr ich meine Aufmerksamkeit durch Blickkontakt und nicht durch akustische Signale mitteile. Oder, als ich im Kontext eines Forschungsprojektes zu Drei-Generationen-Familien begann, Interviews mit Familien zu führen (vgl. Rosenthal 1997), wurde mir aufgrund der von mir als problemlos wahrgenommenen Gesprächsführung zwar bewusst, dass ich auf Techniken zurückgriff, die ich in meiner Ausbildung und Praxis der Erziehungsberatung gelernt hatte, doch es fiel mir zunächst schwer, meinen Kolleginnen im Projekt explizit zu vermitteln, wie ich bei diesen Gesprächen genau vorging. Noch bevor Transkriptionen der auf Tonband aufgenommenen Gespräche vorlagen, die dies dann verdeutlichten, wurde durch die Beobachtungen meiner an den Gesprächen mitbeteiligten Kolleginnen deutlich, dass ich automatisch immer wieder dieselben Techniken einsetzte, die zur wechselseitigen Rollenübernahme und Stellungnahme zu den Äußerungen der jeweils anderen Familienmitglieder aufforderten. Diese Techniken hatte ich viele Jahre zuvor zwar mühsam und bewusst gelernt, doch sie waren mittlerweile zur nichtbewussten Routine geworden. In der interpretativen Sozialforschung können wir mit Recht beanspruchen, dass wir mit unseren Video- und Tonbandaufzeichnungen und den recht detaillierten Notationssystemen zwar vieles von diesen routinierten Handlungen der ForscherInnen und auch von ihren Wirkungen in der Interaktion mit den Befragten oder Beobachteten analysieren können, dennoch würde uns der Anspruch einer völligen Aufdeckung alles impliziten und habituellen Wissens nicht nur überfordern, sondern auch den Abschluss von empirischen Projekten verhindern. Auch sind uns WissenschaftlerInnen bei der Interpretation von Texten, ähnlich wie im Alltag, bestimmte Bedeutungsgehalte aufgrund unserer Sozialisation in einem bestimmten gesellschaftlichen und zeitlichen Kontext und des auch auf uns wirkenden sozialen Unbewussten verschlossen. Daher sind uns in der Ge-

genwart der historischen Situation Bedeutungen nicht zugänglich, die erst auf der Grundlage von sich erweiternden gesellschaftlichen Wissensbeständen zu einem späteren Zeitpunkt erschlossen werden können (vgl. Ritsert 1972: 41 f.). Ähnlich wie z. B. die Bürger der DDR nach den gesellschaftlichen Ereignissen von 1989 anders auf die Zeit vor 1989 zurückblicken und basierend auf ihrem danach erworbenen Wissen bestimmten Erlebnissen neue Bedeutungen zuschreiben, vollziehen sich solche Reinterpretationen, d. h. die Entdeckung neuer Lesarten, auch in der sozialwissenschaftlichen Analyse.

Die wissenschaftliche Interpretation – jedoch nicht das Handeln des Wissenschaftlers in einem Interview oder während einer teilnehmenden Beobachtung – unterscheidet sich jedoch von den Auslegungen im Alltag dadurch, dass sie weitgehend vom Handlungsdruck befreit ist. Als InterpretInnen eines Textes müssen wir nicht unmittelbar auf die Äußerung eines Anderen reagieren oder nach dem Formulieren einer Textsequenz unmittelbar danach weitersprechen oder -schreiben. Wir können innehalten und, wenn es nötig ist, etliche Stunden über die vielfältigen Bedeutungsmöglichkeiten einer Äußerung nachdenken oder mit KollegInnen darüber diskutieren.

Deskription sozialen Handelns und sozialer Milieus

Qualitative Studien können sich im Unterschied zu quantitativen Methoden aufgrund des nicht verfolgten Anspruchs auf Repräsentativität ihrer Ergebnisse auf die detaillierte Untersuchung einzelner Bereiche der Alltagswelt konzentrieren. Insbesondere die Erforschung fremder oder „befremdeter“ Lebenswelten, wie in der Ethnologie mit der Beschreibung fremder Kulturen oder in den soziologisch-ethnographisch und phänomenologisch orientierten Lebenswelt- oder Milieuanalysen angestrebt wird, zielt zunächst auf mikroskopisch detaillierte Beschreibungen ab. In der soziologischen Ethnographie (vgl. Stefan Hirschauer und Klaus Amann 1997) oder der lebensweltlichen Ethnographie, wie sie in der Bundesrepublik u. a. von Ronald Hitzler, Anne Honer oder Hubert Knoblauch vertreten wird, betrachtet der Soziologe oder die Soziologin die ihm oder ihr mehr oder weniger nahe Lebenswelt als so fremd und unvertraut, „als ginge es dabei um ‚exotische‘ Sitten, Gebräuche und Weltanschauungen“ (Hitzler/Honer 1997: 13), die er oder sie zunächst detailliert zu beschreiben versucht. Sozialwissenschaftliche Arbeit besteht, wie Anne Honer (1994: 87) es formuliert, „*nicht* vor allem darin, Sachverhalte zu *erklären*, sondern vielmehr darin, unter Reflexion des vorgängigen eigenen alltäglichen Verstehens, natürliche ‚settings‘ zu beschreiben, um Alltags-‚Erklärungen‘ und Alltags-Handeln verstehen zu können.“ Damit ist jedoch nicht gemeint, dass Beschreibungen völlig theorielos

sind (vgl. Hopf 1979: 17) oder dass nicht aufbauend auf der detaillierten Beschreibung die Generierung von Theorien angestrebt wird. Clifford Geertz (1983: 29) versteht den Ethnographen als jemanden, der beobachtet, festhält und analysiert, und führt aus, dass die ethnographische Beschreibung immer auch schon eine Deutung ist. Auch vertritt Geertz (1983: 30) den Anspruch, dass auch der Ethnograph Interpretationen größerer Zusammenhänge, wie der einer Gesellschaft, anstrebt, aber „dass sich der Ethnologe typischerweise solchen umfassenden Interpretationen und abstrakteren Analysen von der sehr intensiven Bekanntschaft mit äußerst kleinen Sachen her nähert“. Mit Hilfe der dichten Beschreibung des Einzelfalls geht es auch in diesem Ansatz, mit Geertz formuliert, darum, „weitreichende Schlussfolgerungen zu ziehen und vermöge einer präzisen Charakterisierung dieser Tatsachen in ihrem jeweiligen Kontext zu generellen Einschätzungen der Rolle von Kultur im Gefüge des kollektiven Lebens zu gelangen“ (ebenda: 40).

Rekonstruktion der Komplexität von Handlungsstrukturen am Einzelfall

Mit dem detaillierten Blick auf den einzelnen Bereich der Alltagswelt bzw. den einzelnen Fall wird es bei einem interpretativen Verfahren möglich, von der detaillierten Beschreibung zur Aufdeckung von Wirkungszusammenhängen am konkreten Einzelfall zu gelangen. Im Unterschied zu quantitativen Verfahren, die über viele Fälle hinweg aufgrund des häufigen gemeinsamen Auftretens von einzelnen Variablen auf Zusammenhänge zwischen den Variablen schließen lassen bzw. statistisch belegbare Zusammenhänge aufweisen, geht es hier darum aufzuzeigen, wie sich der Wirkungszusammenhang von einzelnen Phänomenen genau gestaltet. „Man hat gleichsam in jeder Szene das Zusammenwirken aller relevanten Variablen und Bedingungen am zentralen Ort ... und versucht, es sukzessive in seiner Komplexität zu rekonstruieren“ (Oevermann u. a. 1975: 14). Dabei geht es nicht darum, dem den physikalischen Naturwissenschaften entlehnten Modell von linearen Kausalzusammenhängen bzw. von Ursache- und Wirkungsbeziehungen zu folgen, sondern zu versuchen, die wechselseitige Wirkungsbeziehung der einzelnen Komponenten zu rekonstruieren. Mit sequenziellen Analysen (siehe Kap. 2.5.4) wird es möglich, die Prozesse der Entstehung von sozialen Phänomenen zu rekonstruieren, während bei quantitativen Untersuchungen nur die Ergebnisse von Prozessen erfasst werden können (Köckeis-Stangl 1980: 353).

Kann ich zum Beispiel beobachten bzw. zeigen mir die Ergebnisse einer quantitativen Studie, dass rechtsextreme Jugendliche ein hohes Gewaltpotenzial aufweisen, so stellen sich bei einer interpretativen Studie folgende Fragen:

- Besteht im konkreten Einzelfall ein Wirkungszusammenhang zwischen Gewalt und Rechtsorientierung?
- Wie gestaltet sich dieser Wirkungszusammenhang?
- Lassen sich unterschiedliche Muster von Wirkungszusammenhängen an verschiedenen Fällen rekonstruieren?

Es kann sich bei der empirischen Rekonstruktion von Einzelfällen dann durchaus zeigen, dass in einem Fall ein Wirkungszusammenhang besteht und in einem anderen Fall die Rechtsorientierung und ein ebenfalls zu beobachtendes Gewaltpotenzial nicht wechselseitig bedingt sind. Ebenso ist es möglich, dass wir recht unterschiedliche Entstehungsbedingungen und Muster von Zusammenhängen aufspüren können. Ein Zusammenhang zwischen zwei oder mehreren gemeinsam auftretenden Phänomenen kann also in etlichen Fällen bestehen und in anderen nicht und ein bestehender Zusammenhang kann bei unterschiedlichen Fällen unterschiedlich gestaltet sein.

Auf die Ergebnisse einer biographischen Fallrekonstruktion, die von Michaela Köttig (2004) vorgestellt wurde, möchte ich hier zur Verdeutlichung eingehen. Es handelt sich dabei um den Fall eines Mädchens aus der rechtsextremen Szene, das den Tod im Kampf verherrlicht und sich mit der Gewalttätigkeit gegen von der Szene zu Feinden erklärten Menschen identifiziert. Die Fallrekonstruktion verdeutlicht einen Zusammenhang mit der selbst erlittenen Gewalt durch ihre Eltern in der Kindheit und ihrer damit zusammenhängenden Orientierung am Großvater. Der Großvater verherrlichte den Tod im Zweiten Weltkrieg und gab dies an seine Enkelin weiter. Zugleich lässt sich sagen: Die Möglichkeit, die eigenen erlittenen Gewalterfahrungen in der rechtsextremen Szene ausagieren zu können, macht diesen Bestandteil der tradierten Vergangenheit des Großvaters und seiner Weltanschauung für dieses Mädchen biografisch relevant. Verallgemeinernd zeigt die Rekonstruktion dieses Falles, dass der Zugang zur rechtsextremen Szene und die dort ausgelebte Gewaltorientierung durch die eigenen lebensgeschichtlichen Erfahrungen – wie Gewalterfahrungen und ein dominantes rechtsextremes Jugendmilieu im Umfeld der Jugendlichen – sowie durch die Orientierung am Großvater bedingt sind. Es sind mehrere Komponenten, die hier zusammenwirkten und einen Verlauf der Hinwendung und der Mitgliedschaft in der rechtsextremen Szene bedingten. Aus dieser Analyse werden also keine Aussagen abgeleitet wie: „Erfahrungen von Gewalt in der Kindheit führen zu einer rechtsextremen Orientierung.“ Vielmehr ist die über diesen Fall hinausgehende und auf der Analyse dieses einen Falles basierende verallgemeinernde Annahme, dass dieser Typus einer familiengeschichtlichen und lebensgeschichtlichen Konstellation mit dem Zusammenwirken der Komponenten „gewaltsames Verhalten der Eltern gegenüber den

Kindern“, „ein Großvater, der einen wesentlichen Bestandteil der rechtsradikalen Weltanschauung vertritt und als Ersatz eines elterlichen Identifikationsobjektes dient“, und „ein dominantes rechtsextremes Jugendmilieu im Heimortort“ günstige Bedingungen für einen Verlauf der Hinwendung und Mitgliedschaft in der rechtsextremen Jugendszene schafft. In der Biographieforschung (vgl. Kap. 6) geht es dabei dann vor allem darum, den lebensgeschichtlichen Verlauf, der zu dieser Orientierung führt, zu rekonstruieren. So formuliert z. B. Bettina Dausien (1999: 228), dass die Biographieforschung ein „historisch-rekonstruktiver Ansatz“ vom Typ einer „Wie es dazu kam, dass“-Erzählung“ sei (Dausien 1999: 228).

Mit diesem Beispiel habe ich auf eine weitere „Leistung“ der interpretativen Sozialwissenschaften hingewiesen.

Hypothesen- und Theorieüberprüfung am Einzelfall

Wie ich noch diskutieren und an einem Beispiel verdeutlichen werde (Kap. 2.5.2; 2.5.3), wird dem Text nicht mit bereits formulierten Hypothesen begegnet. Vielmehr werden im sequenziellen Verlauf der Textanalyse ausgehend vom Text Hypothesen gebildet und deren Plausibilität am weiteren Fortgang des Textes überprüft. Die Hypothese über die lebensgeschichtliche Konstellation, die zu einer rechtsextremen Orientierung führte, wird am konkreten Einzelfall überprüft und nicht nach der Logik einer numerischen Überprüfung, ob bei gleichen Komponenten in einem anderen Fall eine ähnliche Wirkung zu beobachten ist. So können in einem anderen Fall, der die gleichen Bestandteile aufweist, diese in ganz anderer Weise zusammenwirken. Ebenso kann ein solcher Bestandteil, wie ein den Nationalsozialismus verherrlichender Großvater, in einem Fall von funktionaler Bedeutsamkeit sein und im anderen Fall keine Relevanz für die Fallstruktur haben. Es ist vor allem der Verdienst der Gestalttheoretiker zu verdeutlichen, dass „Gestalten“ sehr verschieden sein können, obwohl sie in vielen ihrer Teile übereinstimmen. Unter einer Gestalt wird ein zusammenhängendes Ganzes verstanden, in dem die einzelnen Teile keine „Und-Summe“ von einer Anzahl von untereinander unabhängigen Elementen bilden, sondern vielmehr die einzelnen Teile aufeinander bezogen sind und sich aus deren Konfiguration die Gestalt ergibt (vgl. Wertheimer 1922; 1928). Gehen wir davon aus, dass Lebensgeschichten wie auch andere soziale Einheiten (wie eine Familie, eine Gemeinschaft oder eine Institution) über Gestaltqualität verfügen (vgl. Rosenthal 1995), dann folgt daraus: Welche sozialen Fälle sich strukturell ähneln bzw. welche dem gleichen Typus angehören, kann nicht anhand ihrer Bestandteile bestimmt werden, sondern nur anhand der Konfiguration dieser Bestandteile und deren funktionaler Bedeutsamkeit für das Ganze. Eine Typenbildung in

diesem gestalttheoretisch-strukturalistischen Verständnis bedeutet, die Gestalt des sozialen Falles und die zugrunde liegenden Regeln seiner Konstitution zu rekonstruieren und nicht wie bei einer deskriptiven Typenbildung einzelne Merkmalskriterien summativ zu erfassen.

Empirisch begründete Hypothesen- und Theoriebildung

Der Anspruch, dass die Generierung von Hypothesen und Theorien am empirischen Material erfolgen sollte, wurde insbesondere von Barney Glaser und Anselm Strauss mit ihrer Konzeption einer „Grounded Theory“, d. h. einer empirisch geerdeten Theorie, in die Diskussion gebracht. Diese beiden aus der Tradition der Chicago School und des Symbolischen Interaktionismus stammenden Soziologen fordern eine auf der Basis von empirischen Einsichten und Befunden entwickelte Theorie. Glaser und Strauss (1969: 79) unterscheiden dabei zwischen gegenstandsbezogenen und formalen Theorien. Während die gegenstandsbezogenen Theorien zunächst noch auf den konkreten Untersuchungsbereich und natürlichen Lebenszusammenhang bezogen sind, werden aus dem Vergleich unterschiedlicher gegenstandsbezogener Theorien formale Theorien entwickelt. Glaser und Strauss legen den Schwerpunkt ihrer Forschung nicht auf die Überprüfung von Theorien, sondern auf die Theoriegenerierung, in der sie den wissenschaftlichen Fortschritt sehen. „Dies u. a. deshalb, weil eine überholte, eine ungeeignete Theorie nur durch eine alternative, an demselben Gegenstand entwickelte oder generierte Theorie überwunden werden kann, nicht aber durch Falsifikation.“ (Bohnsack 2003: 28) Dies bedeutet jedoch nicht, dass kein Wert auf die Überprüfung von Hypothesen und Theorien gelegt wird. Vielmehr geht es um die gleichzeitige Generierung und Überprüfung von Hypothesen und Theorien (Hermanns 1992: 114). Im Sinne des abduktiven Vorgehens nach Charles S. Peirce (vgl. Kap. 2.5.2) werden Hypothesen am empirischen Material formuliert, überprüft, verifiziert, verworfen oder erweitert.

Was kann nun die interpretative Sozialforschung im Unterschied zur quantitativen Sozialforschung nicht leisten? Dies sind:

- Aussagen über Verteilungen und Repräsentativität ihrer Ergebnisse sowie
- numerische Verallgemeinerungen, d. h. Verallgemeinerungen basierend auf Häufigkeiten

Qualitative Untersuchungen – ob nun im engeren oder im weiteren Sinne – sind statistisch nicht repräsentativ. Dies bedeutet, dass sie keine Aussagen darüber machen können, wie häufig in einer bestimmten Grundgesamtheit, z. B. aller in Deutschland lebenden rechtsextremistischen Jugendlichen, ein

bestimmtes Phänomen wie „Gewaltbereitschaft“ auftritt. Auch können qualitative Studien nicht von der Häufigkeit des Auftretens auf gesellschaftlich relevante Phänomene schließen. Hierbei muss jedoch bedacht werden, dass sich die Relevanz eines sozialen Phänomens für die gesellschaftliche Wirklichkeit nicht schon aus der Häufigkeit des Auftretens ergibt. Auch selten auftretende Phänomene können eine erhebliche Wirkung auf die soziale Wirklichkeit haben und auf diese Macht ausüben. Während die quantitative Sozialforschung jedoch auf die Verteilung von Phänomenen schließen kann, strebt die interpretative Forschung die Rekonstruktion von deren Wirksamkeit in konkreten Kontexten an. Harry Hermanns (1992: 116) spricht in diesem Zusammenhang von theoretischer Repräsentativität, da „qualitative Studien ihrem Anspruch nach repräsentativ für das Spektrum empirisch begründeter theoretischer Konzepte (sind), in dem sich die empirischen Gegebenheiten angemessen abbilden lassen.“

Was leistet die interpretative Sozialforschung?

- Untersuchung von Unbekanntem und Neuem
- Nachvollzug des subjektiv gemeinten Sinns
- Rekonstruktion des latenten Sinns
- Rekonstruktion der Komplexität von Handlungsstrukturen am Einzelfall
- Deskription sozialen Handelns und sozialer Milieus
- empirisch begründete Hypothesen- und Theoriebildung
- Hypothesen- und Theorieüberprüfung am Einzelfall

Was leistet interpretative und generell qualitative Sozialforschung nicht?

- Aussagen über Verteilungen und Repräsentativität ihrer Ergebnisse
- numerische Verallgemeinerungen, d. h. Verallgemeinerungen basierend auf Häufigkeiten

1.3 Die historischen Anfänge der interpretativen Sozialforschung

Vorbemerkung. Bevor ich genauer auf die methodologischen Grundannahmen und Prinzipien der zeitgenössischen interpretativen Sozialforschung eingehe, möchte ich einen knappen historischen Abriss über jene Traditionen geben, die diese Forschung und deren Methoden ganz wesentlich beeinflussten. Dabei werde ich auch einige der soziologischen Klassiker und deren Konzepte kurz vorstellen, auf die ich mich in der vorliegenden Schrift immer wieder beziehen werde.